

## Adelbert-von-Chamisso-Preis 2008

Robert Bosch Stiftung GmbH  
Heidehofstraße 31  
70184 Stuttgart

### Die Preisträger:

28.02.2008

Seite 1

**Saša Stanišić** wurde 1978 in Visegrad in Bosnien-Herzegowina geboren. 1992 kam er nach Heidelberg, studierte Deutsch als Fremdsprache und slawische Philologie. Auf einen Aufenthalt in den USA folgten einige Semester am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Für seinen Debütroman „Wie der Soldat das Grammophon repariert“ (2006), der derzeit in 24 Sprachen übersetzt wird, erhält er als bisher jüngster Autor den Adelbert-von-Chamisso-Preis. Er lässt in diesem burlesken Roman einen bosnischen Jungen über seine Kindheit berichten und damit über den brutalen Kriegsalltag – ohne den Krieg direkt zu thematisieren.

**Léda Forgó** wurde 1973 in Kazincbarcika/Nordungarn geboren. Sie wuchs in Budapest auf und studierte in Pecs, bevor sie 1994 zum Studium der Geschichte und des Figurentheaters nach Stuttgart zog. Seit 1998 lebt sie in Berlin. Den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis erhält sie für ihren Debütroman „Der Körper meines Bruders“ (2007), der sprachsensibel von einer Familientragödie im kommunistischen Ungarn erzählt. Nach dem gewaltsamen Tod ihres Zwillingsbruders versucht die verzweifelte Ich-Erzählerin, seine Rolle einzunehmen, damit die Erinnerung an ihn nicht verblasst.

**Michael Stavarič** wurde 1972 im tschechischen Brno (Brünn) geboren. Er studierte Bohemistik und Publizistik an der Universität Wien und lebt dort als Schriftsteller und Übersetzer. Ausgezeichnet wird er für seinen zweiten Roman „Terminifera“ (2007), in dem es in präzise gearbeiteter, expressiver Prosa um die Albtraumvisionen des in einem düsteren Heim am Arlberg aufgewachsenen Wiener Krankenpflegers Lois geht. Seine Lebensängste werden durch die titelgebenden Wanderheuschrecken vom Typ „Terminifera“ verkörpert, die er eines Tages auf dem Fensterbrett entdeckt.

## Grußwort von Dieter Berg, Robert Bosch Stiftung:

28.02.2008

Seite 2

(Es gilt das gesprochene Wort.)

Sehr geehrter Herr Dr. Liedtke, sehr geehrte Preisträger,  
sehr geehrte Laudatoren, meine sehr verehrten Damen und Herren,

im Namen der Robert Bosch Stiftung heiße ich Sie hier in der Allerheiligen Hofkirche der Münchener Residenz zur Verleihung des Adelbert-von-Chamisso-Preises 2008 willkommen. Ganz besonders begrüße ich Saša Stanišić, unseren diesjährigen Preisträger, und die beiden Förderpreisträger Michael Stavarić und Léda Forgó.

Die drei Autoren, die wir in diesem Jahr auszeichnen, stammen aus einem benachbarten geographischen Raum mit engen kulturellen Verbindungen. Sie kommen aus Bosnien-Herzegowina, Tschechien und Ungarn. Ihre Beweggründe, nach Deutschland bzw. Österreich zu kommen, und ihre Erfahrungen auf dem Weg hierher könnten aber unterschiedlicher kaum sein, wie wir später in den Laudationes noch hören werden. Allerdings verbindet sie – wie alle Chamisso-Preisträger – die deutsche Sprache, in die sie eingewandert sind und die sie zu ihrer eigenen Ausdrucksform gemacht haben.

Dieser Wechsel in die deutsche Sprache geht bei allen Chamisso-Preisträgern, die wir seit 1985 ausgezeichnet haben, weit über deren Alltagsgebrauch hinaus. Er vollzieht sich in künstlerischer und literarischer Aneignung und macht das Werk der Preisträger zu einem wichtigen Bestandteil der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Dies zeigt, dass die Chamisso-Autoren inzwischen weit davon entfernt sind, nur eine Nische in der deutschsprachigen Literatur zu besetzen. Vielmehr sind sie und die Chamisso-Literatur prägender und nicht mehr hinweg zu denkender Teil deutscher Gegenwartsliteratur. Dies allerdings ohne Aufgabe kultureller Identität und Verwurzelung. Im Gegenteil: Die Chamisso-Literaten bewahren ihre literarische Herkunftskultur und übertragen diese facettenreich in die deutsche Gegenwartsliteratur. Und so genießen wir als Leser das von José F.A. Oliver poetisch errichtete „andalusische Schwarzwalddorf“ als einen wichtigen Beitrag zur deutschen Lyrik, dem selbstverständlich niemand absprechen würde, deutsche Literatur zu sein. Auch ein Roman wie „Der Schwimmer“ von der in Deutschland geborenen und hier sprachlich geprägten Zsuzsa Bank ist ohne die kulturellen Einflüsse ihrer ungarischen Eltern und Großeltern nicht vorstellbar.

Hochpoetische Schilderungen des Lebens einer anatolischen Mutter wären für einen Kieler Autor ohne türkische Wurzeln kaum möglich, für den in Kiel lebenden Feridun Zaimoglu sind sie es durchaus. Die von Catalin Dorian Florescu erschaffenen Familiendramen spielen aus seiner Sicht ganz selbstverständlich in Rumänien und nicht in der Schweiz, wo er zu Hause ist.

Aber nicht nur kulturelle Prägungen durch Orte oder Rituale, sondern auch die Rückbesinnung auf andere Töne und Wörter prägen die Arbeiten unserer Preisträger. Der vielen Chamisso-Autoren eigene Mangel an Automatismen und Selbstverständlichkeiten im Umgang mit der deutschen Sprache führt zu einem genaueren Hinschauen, einem stärkeren Vergleichen und einer insgesamt sensibleren Auseinandersetzung mit Wörtern, Rhythmen und Reimen. Marica Bodrožić hat das in ihrem langen Essay „Sterne erben, Sterne färben“ sehr eindrücklich dargelegt. Nur der unverstellte und neugierige Blick auf die deutsche Sprache ermöglicht jenen besonderen Ton der Chamisso-Literatur, der den meisten Deutsch-Muttersprachlern kaum möglich ist.

Alle Chamisso-Autoren sind nicht nur deutsche Schriftsteller, sondern auch, bewusst oder unbewusst, literarische und sprachliche Brückenbauer zwischen der deutschen Kultur und der Kultur ihres Herkunftslandes. Wir behelfen uns bei der Bezeichnung dieses literarischen Phänomens mit dem Begriff der „Chamisso-Literatur“, auch um damit die in den 80er Jahren noch gebräuchlichen und heute weniger geeignet erscheinenden Begriffe der „Gastarbeiterliteratur“ oder „Migrationsliteratur“ abzulösen. Und so beginnt sich der einstige Hilfsbegriff „Chamisso-Literatur“ langsam auch in der deutschen Germanistik zu verbreiten und zu etablieren.

Harald Weinrich, der Initiator des Chamisso-Preises, hat dies bereits vor über 25 Jahren beschrieben und die Robert Bosch Stiftung von der Einrichtung des Adelbert-von-Chamisso-Preises überzeugt. Seit der ersten Preisverleihung 1985 an Aras Ören und Rafik Schami sind insgesamt 49 Schriftsteller aus über zwanzig Herkunftsländern ausgezeichnet worden.

Die lebhafteste Resonanz auf die zahlreichen von der Stiftung angeregten und unterstützten Lesungen der Preisträger im deutschsprachigen Raum zeigt das hohe Interesse an dieser Literatur. Es macht den besonderen Charakter und Reiz des Adelbert-von-Chamisso-Preises aus, dass er nicht allein in einer Prämierung besteht, sondern durch eine Begleitförderung auch Autorenlesungen möglich macht, vor allem an Schulen.

Der Erfolg eines Preises basiert vor allem auch auf der klugen und sensiblen Auswahl der Preisträger. Deshalb möchte ich es an dieser Stelle nicht versäumen, mich auch in diesem Jahr wieder bei der Jury für ihre Arbeit und ihr weitsichtiges Votum zu bedanken. Die meisten Juroren kann ich heute als Gäste im Auditorium begrüßen. Mein Dank gilt auch unserem Medienpartner, dem Bayerischen Rundfunk, der durch die Aufzeichnung der Preisverleihung zum vierten Mal dazu beiträgt, die Idee des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung einem großen Publikum nahezubringen.

## Laudatio von Wolfgang Herles auf Saša Stanišić:

28.02.2008

Seite 4

(Es gilt das gesprochene Wort.)

Der Adelbert-von-Chamisso-Preis wird nicht für die vorbildliche Bewältigung eines Schicksals verliehen, sondern für literarische Verdienste. Muss man das eigens erwähnen? Der preisgekrönte Roman von Saša Stanišić handelt auch von seinem Leben, das Leben eines Kriegsopfers und Flüchtlings. Aber nicht dafür bekommt er den Preis, sondern für erfrischende, mitreißende Literatur. Nicht für die gewiss bewundernswerte Leistung, in kurzer Zeit in eine andere Sprache eingewandert zu sein, loben wir ihn heute, sondern für seine absolute Meisterschaft in dieser, nun auch seiner Sprache.

Doch wie ist sie erklärbar? Steht Saša Stanišić gar unter Genieverdacht? Bei aller Intelligenz – die Verwandlung des serbo-kroatischen Sprachtalents in einen deutschen Schriftsteller hat Gründe. Auch solche, die als glückliche Fügung gelten dürfen. Stanišić landete eben nicht im Ausländer-Prekariat, sondern auf einer internationalen Gesamtschule in Essen. Er fand dort schnell deutsche Freunde. Dazu kam sein Wille. Er hat sich, wie er sagt, niemals gegen die deutsche Sprache gewehrt, er hat durch das Erlebnis des schnellen Lernens zusätzliche Motivation erfahren. Sprache wurde, wie er sagt, zum „Anker für dieses Land“.

Aber noch einmal. Der Adelbert-von-Chamisso-Preis ist keine Auszeichnung für gelungene Integration.

Der wie sein Autor nach Deutschland geflohene Romanheld Aleksander schreibt Briefe nach Bosnien an seine Freundin Asija, von der er nicht weiß, ob es sie noch gibt. Er schreibt ihr: „Ich kann mir nicht einmal vorstellen, wie es wäre, in Bosnien zur Schule zu gehen.“ Seine neue Identität bringt er so auf den Punkt: „Asija, ich kann Nazis weismachen, dass ich aus Bayern bin, ich sage: stamme. Ich kann mich auf Kosten der Friesen amüsieren, die sind so ein bisschen wie die Montenegriner bei uns – wenn ihr Reißverschluss heute nicht offen ist, pinkeln sie halt morgen. Ich freue mich für fünf Nationalmannschaften. Wenn jemand sagt, ich sei ein gelungenes Beispiel für Integration, könnte ich ausflippen.“

Zu Recht flippt er dann aus. Denn Integration war niemals sein Ziel, konnte niemals sein primäres Ziel sein. Er wollte Schriftsteller sein – und nicht, wie man ein wenig von oben herab in Passivform zu sagen pflegt, integriert werden. So, als müsste ein Makel genommen werden, eine Wurmkur gegen falsche Werte anschlagen, die passende Leitkultur als eine Art Schutzimpfung verabreicht werden. Nein, Integration ist keine Therapie, sondern das Ergebnis von Leistungen, die weit mehr sind und tiefer gehen als bloße Anpassung. Stanišić's Eltern leben nicht mehr in Deutschland. Nach sechs Jahren im Exil drohte ihnen die erzwungene Rückkehr in ein ethnisch gesäubertes Land, in

dem sie keine Zukunft hätten finden können. Sie zogen weiter in die Vereinigten Staaten. Saša durfte, welche Gnade, nur bleiben, weil er die Schulzeit noch nicht beendet hatte. Nichts zeigt deutlicher die Absurdität unserer Politik für Einwanderer – oder besser: gegen Einwanderer. Die Eltern Stanišić sind nicht in der Lage, das staunenswerte Werk ihres Sohns zu lesen. Dafür wird erst die Übersetzung ins Englische sorgen.

28.02.2008

Seite 5

Noch einmal: Sein Ziel ist es nicht gewesen, ein deutscher Schriftsteller zu werden. Er wusste nur, dass er Schriftsteller sein wollte. Bereits mit zwölf Jahren wusste er es. Damals hat er seinen ersten Roman geschrieben, über einen Jungen, der wie Harry Potter in eine Zauberwelt entführt wird und allerlei Abenteuer zu überstehen hat.

Stanišić schreibt zunächst in seiner Muttersprache. Auch als er schon gut Deutsch kann, schreibt er noch serbo-kroatische Gedichte. Er versucht anschließend, sie ins Deutsche zu übertragen. In dieser Situation hat er das Glück, das jeder braucht, der Außergewöhnliches leistet, das Glück, zur rechten Zeit die richtige Unterstützung zu finden. Für Sascha ist es der Deutschlehrer, der ihm nicht nur beim Übersetzen hilft, sondern ihn ermuntert, es doch gleich auf Deutsch zu versuchen. Solche Lehrer wünschen wir nicht nur Schreibtalenten der Extraklasse, sondern allen, die in einem fremden Land ankommen müssen und ankommen wollen.

Die Geschichte von Saša Stanišić und sein wunderbarer Roman erzählen uns etwas über die Macht der Sprache. Mit dem Mittel der Sprache hat er sich eine neue Heimat, auch eine neue geistige Heimat erobert. Sein Buch zeigt außerdem, wie Sprache selbst das Schreckliche verzaubern kann.

Ein Junge erlebt den Krieg. Die Stadt, in der er aufwächst, wird belagert von feindlichen Truppen, schließlich eingenommen. Der Roman verwandelt die erlebte Geschichte, veredelt sie, macht sie erträglich durch die Kraft der Literatur. Es ist keine schwache Kraft, wie uns Stanišić beweist.

Er wurde 1978 im bosnischen Višegrad geboren. Diese Stadt von gut 20.000 Einwohnern gehört zu den ersten, die 1992 von der serbischen Armee angegriffen werden. Nach neun Tagen kapituliert die Stadt, dessen Bevölkerung zu zwei Dritteln aus Muslimen besteht. Dann rollen Panzer, folgen Mordkommandos. Zahllose Menschen werden auf der Brücke über die Drina erschossen und in den Fluss geworfen. Zweieinhalbtausend Muslime sterben in Višegrad.

Die Familie Stanišić überlebt im Keller eines Hochhauses, entkommt mit Glück dem Gemetzel, flüchtet zu Verwandten nach Heidelberg. Noch ist ihr nicht klar, dass es keine Rückkehr geben kann. Der Vater ist orthodoxer Serbe, die Mutter muslimische Bosnierin. Aleksander erzählt im Roman: „Ein Junge aus der Straße nannte mich einen Bastard. Meine Mutter habe mein

serbisches Blut vergiftet. Ich wusste nicht, ob ich ihn zusammenschlagen sollte oder trotzig und stolz sein. Ich war weder trotzig noch stolz, und wurde zusammengeslagen.“

28.02.2008

Seite 6

Aleksander, die Romanfigur, ist jünger als Saša selbst gewesen, als er in Višegrad lebte. Die Perspektive eines Kindes ist ein literarischer Kunstgriff, der es erlaubt, selbst dem Entsetzlichen eine seltsame, beinahe magische Heiterkeit zu geben. Das Kind kann sich keinen Reim darauf machen, weshalb es plötzlich so wichtig, ja überlebenswichtig sein soll, ob einer orthodoxer Serbe, katholischer Kroat oder muslimischer Bosnier ist. „Ich bin HalbHalb“, sagt Alexander im Roman. „Ich bin Jugoslawe – ich zerfalle also.“ Im Schulhof gilt er nun als „etwas Ungenaues“. Dabei wäre er doch „gern etwas Eindeutiges gewesen oder etwas Erfundenes“.

Was bedeutet es für ein Kind, alles zu verlieren? Man mag sich die Ängste des Kindes gar nicht vorstellen. Und das Kind selbst kann sie sich „auch nicht so einfach von der Seele schreiben“, sagt Stanišić.

Doch hat er das Trauma wenigstens gebändigt. Wie bei jedem Trauma gelingt das nur durch das Erinnern.

Das Autobiographische ist nur das Fundament seiner Erzählung. Der Autor bricht die Chronologie. Witz, Ironie, Poesie, alle Verführungskünste, aller Zauber der Literatur kommen ins Spiel. Viele kleine Geschichten, Anekdoten geben der verlorenen Heimat ihre Töne, Farben und Düfte zurück.

Das Angeln in der Drina etwa. Einmal zieht Aleksander einen Wels aus dem Fluss, der einen Schnurrbart trägt und eine Hornbrille. Das ist skurril und surreal, aber leider nicht nur das. Dort, wo die Kinder angeln, auf der Brücke über die Drina, geschieht doch auch das Entsetzlichste.

Dann ist da Großvaters Stimme. Großvater sagt: „Die wertvollste Gabe ist die Erfindung, der größte Reichtum die Phantasie. Merk dir das, und denk dir die Welt schöner aus.“ Kann man einfacher und genauer sagen, was Literatur vermag?

Was da beschworen wird, ganz unpathetisch und mit den Augen eines Kindes, trotz selbst dem Krieg und seiner Brutalität. Die Verbrechen, die Massenmorde kommen auch im Roman vor, aber nicht unmittelbar.

Die Kinder spielen im Keller Artillerie. Gefangene dürfen gekitzelt werden, Kinder, die aus dem Fenster beobachtet haben, wie Männer mit Kugeln im Bauch vornüber zusammensacken.

Da finden während der Gefechtpausen Fußballspiele zwischen den Serben und ihren gefangenen bosnischen Opfern statt. Mit Sport haben diese Spiele

nichts zu tun. Leichen liegen herum, Soldaten bilden die lebenden Auslinien. Hinter den Linien beginnen die Minenfelder. Jeder verschossene Ball gefährdet Menschenleben. In dieser Schlüsselszene von grotesker Komik werden Hass und Menschenverachtung deutlicher als in jeder nur denkbaren Kampfszene.

28.02.2008

Seite 7

Der Roman ist dennoch keine politische Anklageschrift. Mittels seiner Hauptfigur Aleksander findet Saša nicht nur die notwendige Distanz zum Erlebten, sondern verwandelt es. Das Erzählen, sagt Stanišić, hat die Fähigkeit, die Wirklichkeit zu reparieren.

Stanišić überlässt das politische Urteil dem Leser. Es ist klar, wie das Urteil ausfallen muss. Es ist gewiss nicht das Urteil von Peter Handke. Die Zerstückelung Jugoslawiens war ein großes Verbrechen. Jede unterdrückte Minderheit, die sich ihren eigenen Nationalstaat blutig erkämpft, schafft nur neue unterdrückte Minderheiten. Multikulturelle Gesellschaften lassen sich nicht human auseinander dividieren. Welch unbegreiflicher Irrsinn, dass Nationalismus und religiöser Fanatismus mitten in Europa in unserer Zeit so etwas anrichten können. Mit dem lange auch von der EU hoch gehaltenen Prinzip des Selbstbestimmungsrechts lässt sich unendliches Unrecht anrichten. Entscheidend ist doch nicht nationale Selbstbestimmung, sondern die Frage, wie sich ethische Minderheiten schützen lassen.

Die kleinste Minderheit ist das Individuum. Der Einzelne muss sich frei entfalten können, nicht nur als Angehöriger einer Volksgruppe. Würde der Einzelne als Mensch überall geachtet, bräuchte man sich um die Rechte ethnischer Minderheiten nicht zu sorgen.

Sascha Stanisic kehrte zur Arbeit am Roman nach Visegrad zurück. Das tut auch sein Held Alexander. Die Mörder von einst spazieren nun in Polizeiuniform in der ethnisch gesäuberten Stadt herum und verkörpern Recht und Ordnung.

„Wie der Soldat das Grammophon repariert“: Ein Buch über den Krieg und wie man ihn seelisch überleben kann mit Hilfe der Phantasie, also der Sprache. Ein trauriger und komischer, ein leichter und schwerer, ein poetischer, ein temperamentvoller, ein die Fülle seiner literarischen Mittel souverän beherrschender Roman eines nicht einmal Dreißigjährigen. Ein so stupendes Talent, dass es nicht übersehen werden konnte. Stipendien und Preise von Beginn an. Der Publikums-Preis des Bachmann-Wettbewerbs. Als Debütant auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises. Übersetzungen in 24 Sprachen. Wo soll das enden?

Die Erwartungen sind groß, sie beflügeln und sind zugleich eine Bürde. Wie bei jedem am Himmel aufsteigenden Lichtphänomen steht noch nicht fest, ob es als Sternschnuppe verglühen wird. Die schwerste Bewährungsprobe steht

Saša Stanišić jedenfalls noch bevor: Der zweite Roman, der sich weiter lösen müssen wird vom Roman seines eigenen Lebens. Ich bin zuversichtlich: Die deutsche Literatur hat in Saša Stanišić eine neue Stimme gefunden. Sie wird hörbar und bereichernd bleiben.

28.02.2008  
Seite 8

## Laudatio von Lerke von Saalfeld auf Léda Forgó:

28.02.2008

Seite 9

(Es gilt das gesprochene Wort.)

Das Jahr 1956 war ein traumatisches Jahr in der ungarischen Geschichte. Die Hoffnungen richteten sich auf die Befreiung von der kommunistischen Diktatur, zwölf Tage im Oktober/November sollten die Welt verändern – die Frühlingsgefühle im Herbst wurden von sowjetischen Panzern erstickt. Es gibt wohl keine Familie in Ungarn, die nicht von diesen Ereignissen leidvoll betroffen wäre: Angehörige, die während des Aufstands zu Tode kamen, nach dem Scheitern des Aufstands zum Tode oder zu Lagerhaft verurteilt wurden oder die Rettung in der Flucht nach Westen suchten. Desto erstaunlicher ist, dass in der ungarischen Gegenwartsliteratur bis jetzt diese Zeit so spärlich literarisch aufscheint; desto erstaunlicher ist aber vor allem, dass nun eine junge Autorin, Jahrgang 1973, den Mut und die Kühnheit gefunden hat, die Revolution, das anfängliche Terror-Regime von János Kádár und die Jahre des verordneten Schweigens über die Ereignisse atmosphärisch in einem Roman zu verdichten: „Der Körper meines Bruders“. Mit dem Blick der Nachgeborenen ist sie unbefangener und freier, diese dunkle Zeit der ungarischen Nachkriegsgeschichte aufzuhellen.

Aber damit kein falscher Eindruck entsteht: Léda Forgó ist weit davon entfernt, einen historischen Roman geschrieben zu haben. Sie will die Stimmung, die Gefühlslagen der damaligen Zeit einfangen, will wissen, was haben die Menschen gedacht, wie haben sie sich arrangiert und wie konnte man nach dieser Katastrophe das Leben weiterleben.

Der Roman setzt ein mit einer großartig beschriebenen Geburtsszene, es ist November 1953. Eine Frau gebiert einen Knaben, fühlt sich erleichtert, und dann geht die schreckeinflößende Pein von neuem los: Unerwartet kommt noch ein zweites Kind, ein Mädchen, zur Welt. Die Mutter Mo lehnt spontan die Zwillinge ab, sie empfindet sie wie „zwei bissige, stinkende Köter“. Der Vater erzieht die Kinder, weil die Mutter sich verweigert. Die Kinder wachsen in enger Symbiose auf. Während der Straßenkämpfe im Herbst 1956 passiert das Unglück. Der Bruder, den die Mutter durch das aufständische Budapest trägt, wird ihr vom Rücken geschossen und ist tot. Der Vater verwindet diesen Schmerz nicht und begeht auf dem Dachboden des Wohnhauses Selbstmord. Tochter Borka, aus deren Perspektive der Roman in Ich-Form erzählt wird, und ihre Mutter Mo sind nun auf sich allein zurückgeworfen und müssen versuchen, über die Leerstellen in dieser zerborstenen Familie hinweg weiterzuleben – mit Ängsten, mit Vorwürfen, mit Erinnerungen.

Borka wächst in einer unruhigen Zeit heran, die Erwachsenen sind ebenso orientierungslos wie das Kind, das die Welt der Großen beobachtet und zu verstehen versucht. Wie ein Schatten liegt der Gedanke an den Bruder über dem Geschehen; er löst bei Borka Schuldkomplexe aus, sie versucht, für ihn

mitzuleben, aber sie will sich auch von ihm befreien, ein eigenes Leben leben. Das junge Mädchen betrachtet mit wachem Blick, was um sie herum passiert, ohne dass sie immer einordnen kann, welcher Sinn dahintersteckt. Die Mutter verliebt sich in einen Genossen. Borka erfährt erst später seinen Namen Endre; sie fühlt sich angezogen und abgestoßen von diesem Mann, der plötzlich zwischen sie und die Mutter tritt; sie verdächtigt ihn auch, ein Spitzel zu sein. Endre ist gewalttätig gegenüber dem widerborstigen, eifersüchtigen kleinen Mädchen und doch, einige Jahre später, nachdem Endre ihre Mutter längst verlassen hat, trifft sie ihn in einem Ferienlager wieder – in der Ferne hört man Panzergeräusche, es ist August 1968. Die 15-jährige Borka wird von Endre im Zustand der Volltrunkenheit vergewaltigt und geschwängert. Und so wie der Roman mit einer Geburt beginnt, endet er auch mit einer Geburt. Die Mutter Mo, die langsam herausfindet, dass der Samengeber ihr Ex-Geliebter ist, empfindet in dieser Situation plötzlich eine liebevolle Vertrautheit zu ihrer Tochter und erzählt, wie am Anfang des Romans, ihr eigenes Geburtserlebnis.

28.02.2008

Seite 10

Das legt die Vermutung nahe, die Autorin sei spezialisiert auf Geburtsvorgänge als ein überhöhtes, mythisches Ereignis. Die Antwort von Léda Forgó überrascht. In einem Gespräch teilte sie mir mit: Als ich diese Geburtsszene das erste Mal aufs Papier warf, da hatte ich selbst noch keine Kinder. Ich dachte mir, so fängt eine Lebensgeschichte an, und dass es mit einer Geburt endet, das hat sich einfach so ergeben, das Rahmendenken, ich habe keinen besonders starken Bezug zu Geburten.

Der wichtige Rahmen ist ein anderer: Ungarn 1956 - Prag 1968. Faszinierend ist, wie Léda Forgó auf dieser Folie ihre Romanfiguren in Szene setzt. Jeder erlebt die Zeit aus einer anderen Perspektive und daraus entwickelt sich ein vielschichtiges Lebensbild, in der auch Witz, Humor und Tragikomik ihren Platz haben. Der Autorin ist mit in ihrem Debütroman ein erstaunliches dichtes Werk von widersprüchlichen Gefühlswelten in einer widersprüchlichen Zeit gelungen. Das gesellschaftliche Klima, das Verhalten der Menschen aus der Sicht eines Kindes zu porträtieren, eröffnet die Möglichkeit, das, was als normal gilt, durch das naive Staunen des heranwachsenden Mädchens in Frage zu stellen und neu zu beleuchten. Vielleicht ist auch deshalb ein so überzeugendes Stimmungspanorama entstanden, weil die Autorin nicht mit ihren persönlichen Erinnerungen ringen musste, sondern neugierig ihre Verwandten und Bekannten ausgefragt, sich Filme und Ausstellungen angesehen, Zeugenaussagen von Verfolgten studiert hat. Daraus ist ein vielstimmiges emotionales Kaleidoskop einer harschen „Education sentimentale“ entstanden. Auch sprachlich ist Léda Forgó, nicht ohne Ironie und manchmal maliziösem Hintersinn, ein bewegender Blick in das Innenleben einer Familie gelungen, ohne der Worte zu viele zu gebrauchen. Nach dem Tod des Bruders beschreibt Borka die verzweifelte Stimmung im elterlichen Haus, bevor sich der Vater umbringt:

„Ich blieb in der nächsten Zeit still, und niemand nahm Notiz davon. Es machte keinen Unterschied, ob ich schrie oder gar nicht existierte. Vater saß mit dem Löffel vor mir, und ich verteilte den Kartoffelbrei gleichgültig an den Wänden. Ich wollte nicht essen. Ich wollte mit meinem Bruder essen. Aber Vater hatte mich nicht gefragt, was ich wollte. Er saß stundenlang mit dem Löffel da und starrte auf das gelbe Spritzmuster an der Wand, das sich langsam nach unten bewegte. Meine Mutter Mo sah uns nicht an. Sie weinte oft, und Vater wollte sie auch nicht mehr trösten, was er früher getan hatte. Und Mo wollte die neue Sofagarnitur nicht mehr. Jeder von uns wollte irgendetwas nicht mehr, was ihm früher wichtig gewesen war. Und das alles wegen meines Bruders, der nicht mehr da war. Es hätte alles so einfach sein können, wie früher. Aber nichts war mehr wie früher. Das nennt man Entwicklung, und Entwicklung ist nicht aufzuhalten.“

28.02.2008

Seite 11

Auch die Entwicklung von Léda Forgó ist nicht aufzuhalten gewesen. Mit 21 Jahren verließ sie Ungarn – aufgewachsen in Budapest und Studium in Pecs – und ging 1994 nach Stuttgart, wo sie Geschichte studierte und anschließend sich mit Figurentheater beschäftigte. Seit 1998 lebt die Autorin mit ihren drei Kindern in Berlin, wo sie einen Studiengang an der Universität der Künste über „Szenisches Schreiben“ belegte. Léda Forgós erste literarischen Versuche waren zunächst Theaterstücke, Drehbücher und auch Lieder – auch diese schon in deutscher Sprache –, bis dann im letzten Sommer der wunderbare Roman „Der Körper meines Bruders“ als erste große Arbeit im Atrium Verlag erschien – ein Roman über Liebesverlust und Liebesehnsucht, über Hoffnung auf Leben und Realitätsverweigerung und die unbesiegbare Macht der Phantasie, die die politischen Fesseln zu sprengen vermag.

Ich gratuliere Léda Forgó aus vollem Herzen zum Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis. Möge er eine Ermutigung sein, uns als Leser weiter zu beschenken – und ich weiß, ein neues Werk reift heran.

## Laudatio von Jiří Gruša auf Michael Stavarič:

28.02.2008

Seite 12

(Es gilt das gesprochene Wort.)

Ich war auf der Suche nach meinem Schatten. Damit wir mit Chamisso beginnen. Denn als ich in Wien zum Botschafter wurde und mir in der Botschaft das Böhmakeln anhörte und sogar schriftlich in Händen hielt, da wusste ich, ich brauche einen schreibenden, einen sprechenden Schatten. Dem ich einen anständigen Brief diktieren kann, ohne ihn fünfmal korrigieren zu müssen. Dem ich ein Wort gab und der es zu bewegen wusste.

Also schaltete ich ein Inserat und erhielt 20 Lebensläufe und Fotos. Zum Schluss lagen zwei Bilder am Tisch. Eines davon ein Österreicher – namens Stavarič.

Die vorgelegten Texte deuteten auf keinen „stillborn“. Nun, das Problem lag anderswo. Einen Österreicher einzustellen war unter den damaligen Verhältnissen eine kleine Revolution. Er war der erste Ausländer in der tschechischen Vertretung.

Bald stellte ich fest, dass er Gedichte schreibt. Dass er damit auf Tschechisch angefangen hatte und soeben ins Deutsche wechselte. Das hat mich beeindruckt und seitdem glaube ich zwar nicht an die Vorsehung, aber an die Seelenverwandtschaft. Ich hatte etwas Ähnliches durchgemacht, nur unter anderen Vorzeichen.

Seine Gedichte hießen „flügellos“, doch seitdem wusste ich, dass dieser junge Mann Flügel hat. Ich war ein wenig Dädalus und hatte Angst, dass er bei seinem Vorhaben allzu schnell auf dem Boden dieser Erde landen könnte. Ein Übersetzungsproblem mit gesundheitlichen Folgen.

Er setzte über und begann mit den Kinderbüchern. Was auf eine Anti-Stolz-Disposition, also eine Gesundheitsmaßnahme hindeutet, wenn man an die leichte Ironie denkt, die so eng mit den tschechischen Wurzeln zusammenhängt. Man bleibt ein free-born, auch wenn man „stillborn“ liefert.

So weiß ich über seine fröhliche Natur und habe bis heute eine Schwierigkeit mit seiner späteren Vorliebe für das Schwermütige, für die Tentakel, Termiten und andere Sachen.

Dennoch: Für mich, als einen Zwischensprachler, der zwar eine ähnliche Verpflanzung durchgemacht hat, aber wesentlich später, für mich bleibt am Überraschendsten, der Duktus von Stavarič. Der Aufbau der Sätze, deren rhythmische Struktur und dessen punktfreies und pointenreiches Erzählen.

Hier hält er sich in der besten tschechischen Tradition. Man kann nämlich eine Sprache verlassen, ohne das Ewig-Sprachliche zu tilgen.

28.02.2008  
Seite 13

Letztlich sind wir alle Übersetzer. Eine gute Literatur ist eine Anekdote des Ewigen. Und alle die guten Literaten, in allen Sprachen, haben eines gemeinsam: Sie wagen die Metapher des Seins. Sie zielen vom Bekannten auf das Unbekannte und benennen es dadurch.

Es hat mich immer beeindruckt, dass das Deutsche Wort für den Dichter nicht „basnic“ ist. Das deutsche Wort hat etwas mit dem Dictum zu tun. Und das Tschechische mit dem Fabeln und Babbeln. Stavarič ist ein echter deutscher Dichter, der seine „fabula“ immer in sich trägt. So wie einst Chamisso und die anderen ewigen Übersetzer der Metapher des Seins.

Also gratuliere ich ihm zum Chamisso-Preis, denn er hat sich meinen Verführungen der tschechischen Diplomatie entzogen, damit er freier schreibe.

Und darum stehe ich heute eigentlich in seinem Schatten. Denn was uns Chamisso verraten hat und für immer der magische Sinn seiner Prosa sein wird: Die einzige Art, wie man einen Schatten verlieren kann, ist ein Säckel voller Gold oder die Qualität der eigenen Strahlkraft. – Ein bisschen sollte der Dichter aber schon verdienen. Ich hoffe das Preisgeld ist recht hoch!